



1903

Annette Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff

Karl Barthel

Follow this and additional works at: https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict



Part of the [German Literature Commons](#)

BYU ScholarsArchive Citation

Barthel, Karl, "Annette Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff" (1903). *Prose Nonfiction*. 163.
https://scholarsarchive.byu.edu/sophnf_nonfict/163

This Article is brought to you for free and open access by the Nonfiction at BYU ScholarsArchive. It has been accepted for inclusion in Prose Nonfiction by an authorized administrator of BYU ScholarsArchive. For more information, please contact scholarsarchive@byu.edu, ellen_amatangelo@byu.edu.

Die
Deutsche Nationallitteratur
der Neuzeit

von

Karl Barthel.

Sechste Auflage.

neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg

weitergeführt und vollendet von Guido Burthardt.



Gütersloh.

Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

1903

O mein Herz gieb dich zufrieden!
O verzage nicht so bald!
Was dein Gott dir hat beschieden,
Nimmst dir keiner Welt Gewalt.
Keiner hindert, was er will.
Harre nur! Vertraue still!
Geß des Wegs, den er dich sendet.
Er begann und er vollendet.

Hüllt er dich in Dunkelheiten,
So lobsting ihm aus der Nacht.
Sieh, er wird dir Licht bereiten,
Wo du's nimmermehr gedacht.
Häuft sich Not und Sorg umher,
Wird die Last dir allzuschwer,
Faßt er plötzlich deine Hände
Und führt selber dich ans Ende.

Wär auch alle Welt dir feindlich,
Kottete sich wider dich, —
Dank ihm! O der Herr ist freundlich.
Seine Huld währt ewiglich.
Sind auch Trauer, Angst und Leid
Seines Segens dunkles Kleid, —
Dank ihm! Er schickt seinen Segen
Auf geheimnisvollen Wegen.

Endlich wird dein Morgen grauen
Kennst du nicht sein Morgenrot?
Darfst du zagen rückwärts schauen,
Wenn dich Glut und Sturm bedröht?
Denn auch Feuerflam' und Wind
Boten seines Willens sind.
Und kann's nur ein Wunder wenden,
Auch ein Wunder kann er senden.

Strauß's eigentliche Bedeutung beruht darin, daß er die ruhige Objektivität des Kirchenliedes zu erreichen suchte. Zeugnisse davon sind seine „Lieder aus der Gemeinde für das christliche Kirchenjahr.“ Die altkirchliche Art mit ihrer einfachen Form und ihrem großen, auf den Thatfachen des Evangeliums beruhenden Gehalt ist hier ernstlich gesucht und zum Teil wiedergefunden. Die Kraft, wenn auch nicht immer der Tieffinn der biblischen Sprache ist mit der volksthümlichen Ausdrucksweise der Gegenwart innig verschmolzen. Einzelne wie „Bereit uns Herr, dich zu empfangen“, „Sieh uns Glauben, Herr und Gott“, „Seht den Herrn am Kreuze schweben“, „Vom Himmel schaut der Herr herab“ hätten wohl die Aufnahme in kirchliche Liederfassungen verdient. Sein schönstes Lied ist wohl:

Bist du, Herr der Meere,
Nur mit uns im Rachen,
Wenn des Himmels Stürm' erwachen,
Wenn die Wellen wüten
Und das Schiff bedecken,
Dann soll uns ihr Grimm nicht
Schrecken.
Denn zu dir
Rufen wir,
Und dein Wort und Winken
Geißt die Wogen sinken.

Wenn wir dich nur haben,
Mag die Erde zittern,
Türm' und Mauern nieder-
spalten,
Mag der Flamme Wüten
Wider uns sich kehren,
Häuser, Hab' und Gut ver-
zehren.
Menschenmuth,
Mord und Blut,
Haß und Feindestücken
Mögen auf uns rücken.

Laß den Höllensfürsten
Unsern Frieden stören,
Fleisch und Blut in uns empören;
Laß die Hand des Todes
Seine Sichel schärfen
Und den Leib zu Boden werfen.
Laß verzagt,
Angellagt
Ihrer Sünd' und Fehle,
Zittern Herz und Seele:

Wenn wir dich nur haben
Und in solchen Tagen
Glauben als ein Senftorn tragen,
Wirst auf unser Rufen
Du in Eil' erwachen
Und des Kampfs ein Ende machen.
Auf dein Wort
Ist sofort
Jeder Sturm geschieden,
Kingsum Still' und Frieden.

Herr, auf deinem Schiffe
Laß mit dir uns fahren,
Dräu'n auch Stürme mit Gefahren.
Die auf dich vertrauen,
Nie mit Kleinmuth zagen,
Werden dennoch stammend sagen:
Wie ist der
Hoch und hehr,
Dessen Wort und Dräuen
Erd und Himmel scheuen.

Außer diesen „Liedern aus der Gemeinde“, die 1843 erschienen, gab Strauss zwei Jahre später unter dem Titel „Das Kirchenjahr im Hause“ noch eine Reihe religiöser Betrachtungen in gebundener Rede heraus, die sich eng an die Perikopen anschließen. Sie haben aber als eigentliche Liederpredigten weniger poetischen, als erbaulichen Wert und sind nur zur eigentlichen Hausandacht zu empfehlen.

Viel höher und bedeutender als alle zuvor Genannten stellt sich uns Annette Elisabeth, Freiin von Droste-Hülshoff (1792—1848) dar, Deutschlands größte, man muß wohl sagen, einzige Dichterin. Geboren am 12. Januar auf dem Rittergute Hülshoff bei Münster, wuchs sie in der tiefen Stille und Abgeschlossenheit des ländlichen Lebens auf. Ihre Kränklichkeit hielt sie von äußerem Verkehr fast gänzlich zurück. So konnte sich ihre poetische Begabung ganz ungehemmt entfalten und ihr reiches Innenleben erschließen. Schon im achten Jahre begann sie zu dichten, und im vierzehnten schrieb sie ein Gedicht in drei Gesängen zum Geburtstag ihrer Mutter. Dabei erhielt sie eine strenge, sorgfältige Erziehung. Den wissenschaftlichen Unterricht theilte sie mit ihren Brüdern, lernte sogar Latein und wurde früh zur Musik angehalten. Tanzunterricht

empfang sie nie, und bis zum siebenundzwanzigsten Jahre blieb ihr der Verkehr mit der sogenannten großen Welt durchaus fremd. Erst in diesem Alter kam sie in städtische Kreise, nämlich nach Köln zu ihrem Oheim mütterlicherseits, dem Grafen von Hatzhausen, und später nach Bonn, wo sie im Hause ihres Veters, des geistvollen Professors Clemens von Droste, lebte und mit Johanna Schopenhauer, Karl Simson und andern namhaften Persönlichkeiten bekannt wurde. Nach dem Tode ihres Vaters brachte sie dann die meiste Zeit ihres Lebens bei Münster auf dem Landgute Rüschaus, dem Witwenfize ihrer Mutter, zu. Hier, unter den Heideblumen zwischen den grünen Hecken und Büschen Westfalens, führte sie ein eingezogenes, häusliches Leben, das nur durch den traulichen Verkehr mit den Freunden in Münster bisweilen unterbrochen wurde. Ihre liebste Beschäftigung war hier die Vermehrung ihrer mannigfachen Naturalien- und Kunstsammlungen. Einsam wanderte die blonde, blauäugige Jungfrau mit ernstem Antlitz, den Hammer stoß in der Hand, durch die Heide, um Mineralien zu suchen. Von den äußeren Stürmen der Zeit, wie von aller Litteratur, die den modernen Tendenzen huldigte, hielt sie grundsätzlich den Blick fern. Bei ihrem echt weiblichen Charakter, ihrer katholischen Rechtgläubigkeit und ihrer sittlichen Reinheit fühlte sie sich von dem allen innerlich verlegt und bedrängt. In den letzten Jahren ihres Lebens trat ihre frühere Kränklichkeit wieder hervor. Sie zog deshalb mit ihrer Mutter von dem geliebten Rüschaus an den Bodensee, wo sie auf dem altertümlichen Schlosse Meersburg bei ihrem Schwager, dem gelehrten und verdienstvollen Germanisten Baron von Laßberg lebte. Schon hatte sie von dem Honorar ihrer 1844 bei Cotta erschienenen Gedichte ein idyllisches Landhaus in der Nähe gekauft, das sie später zu beziehen gedachte, da trat der Tod dazwischen und endete eines der edelsten Frauenleben. Sie starb am 24. Mai 1848 an einem Herzschlage.

Ihre Dichtungen sind eigentlich nur den Gebildeten bekannt. Die große Masse kennt sie nicht einmal dem Namen nach. Das hat keineswegs seinen Grund in fremdartiger Abstraktion oder in poetischem Unwerte, sondern in der durchgängigen, kühnen Originalität derselben. Während die Dichtungen anderer Frauen meistens durch Gemütsinnigkeit und Anmut der Form anziehen,

übrigens aber geistreiche Kombinationen schon sonst gebrauchter Wendungen und Anschauungen darbieten, zeigt sich bei ihr keine Spur von Nachahmung oder Anlehnung. Ihre sämtlichen Schöpfungen sind von eigentümlichem Gepräge, reich an neuen Gedanken und Bildern, fern von der gewöhnlichen Denkart und Ausdrucksweise und oft von wunderbarer Tiefe. Nie den Leidenschaften des Tages huldigend, ganz unberührt von moderner Zerrissenheit, freilich auch eine kühle Haltung gegenüber den berechtigten Forderungen der Gegenwart bewahrend, hat sie unbestimmt um den Beifall der Menge geradeaus den Weg verfolgt, den ihre herbweibliche Natur und ihre innere Selbstständigkeit ihr anwies. Als Grundcharakter ihrer Poesie tritt am meisten ein konservatives und beschauliches Element hervor. Aber wie das letztere frei ist von aller krankhaften Gereiztheit, so ist das erstere auch durchaus fern von aller aristokratisch-politischen Färbung und macht sich lediglich in den Sphären des Gemüts und der Sittlichkeit geltend. Nur in der Pietät für das Alte und Bestehende gegenüber der pietätslosen Neuerungsucht und Zerstörungslust unserer Zeit und in der elegischen Behmut über den raschen Wechsel menschlicher Dinge hat es seine Quellschpunkte.

Auch in der künstlerischen Darstellung zeigt sie ein ganz außergewöhnliches Talent, eine ursprüngliche Fülle und Kraft der Gedanken wie des Ausdrucks, Kühnheit und Lebendigkeit der Schilderung, scharfe, aber liebevoll eingehende Beobachtungsgabe, und bei allem Markigen ihres Wesens doch auch zarte, frauenhafte Milde. Freilich merkt man den Mangel an harmonischer und vollständiger Ausbildung. Man kann ihr mit Recht oft eine sibyllinische Unklarheit der Gedanken vorwerfen, die von unzureichender Durchdringung des Stoffes zeugt. Dafür entschädigen die frischen, ungeschönmäßen Schönheiten der Form und die durchaus edlen und bisweilen großartigen Stoffe selbst.

Mit weiblicher Sinnigkeit ist sie der Natur zugewandt, namentlich der Natur ihrer westfälischen Heimat. Wie sie in der scheinbaren Reizlosigkeit derselben mit scharfem, verständnisinnigem Blick die verborgenen, geheimnisvollen Schönheiten aufzufinden weiß, das beweisen ihre „Heidebilder“. Es sind Meisterwerke landschaftlicher Schilderung, die in ihrer bis ins Kleinste dringenden Ausführung ihre tiefe Wirkung nicht verfehlen. Welch eine sehnüchtige Vaterlandsliebe lebt in der Ausmalung jener einsamen,

unübersehbaren und nur vom Abendrot begrenzten oder hier und da von Hirtenfeuern beleuchteten Flächen mit den verfallenen Vogelshütten, den schwarzen Moorgründen, den rosenfarbigen Buchweizenfeldern und den vereinzelt, traurigen Lannengruppen!

Auch die Geschichte zog ihren tiefsten und verständnisvollen Blick auf sich. Eigentlich hat sie mit epischen Darstellungen begonnen. Daß sie hier manchmal mit sträuchelndem Fuße durch die Dämmerung tappt, beweist die Unklarheit ihrer Sprache, die gerade in ihren Balladen am meisten hervortritt. Dennoch zeigen auch diese, in denen sie mit Vorliebe die anziehenden Reize der Feudalwelt feiert, eine Objektivität der Auffassung, eine Kraft und Reife des Ausdrucks und ein dramatisches Leben, daß man bewundern muß, wie diese Größe der Anschauung einem weiblichen Talente möglich war. Eine meisterhafte Schöpfung dieser Art heißt „Die Krähen“, worin eine uralte „Krähenfrau“ ihrem Nachwuchs von dem „tollen Christen von Braunschweig“, dem Champion der stolzen und unglücklichen Elisabeth von der Pfalz, erzählt, was sie zur Zeit des dreißigjährigen Krieges selbst auf diesem Schlachtfelde sah. Es ist ein Schlachtstück, mit dem breiten und fastigen Pinsel eines Wouvermann gemalt, das der Dichterin auch zuerst in England Anerkennung verschaffte und vom Capitain Medwin ins Englische übersetzt wurde.

Könnte man nach diesen Balladen, zumal nach denen, wo ihre behaglich schauernde Neigung für das Dämonische und Grauerregende auftaucht, wie in ihrem „*Spiritus familiaris des Rostäufers*“, etwa zu der Meinung kommen, sie habe einen zu männlich schroffen Charakter, so wird man bald eines andern belehrt, wenn man episch-lyrische Dichtungen liest, in denen sie die tiefsten Erlebnisse der menschlichen, der reinen, weiblichen Seele darstellt. Auf dem Gebiete der poetischen Erzählung unterstützt von dem echt frauenhaften Talente, das Leben in seinen geheimsten Regungen und die Wirklichkeit in ihren zartesten Beziehungen zu beobachten und wiederzugeben, ist sie Meisterin und steht dem in dieser Beziehung so ausgezeichneten Chamisso fast gleich. Solche Ruhe der Darstellung, solche wahrhaft Shakespeare'sche Versenkung in die Rätzel jedes Gemütszustandes, solche Klarheit und Schlichtheit des Ausdrucks, die nie überraschen wollen und doch die tiefsten Erschütterungen hervorbringen, das

alles findet unter den weiblichen Erscheinungen unserer Litteratur ihresgleichen nicht. Diese Gedichte Annettens, unter denen sich vorzüglich „Vor vierzig Jahren“, „Die Bank“, „Junge Liebe“ und „Die beschränkte Frau“ auszeichnen, können unsern Frauen und Jungfrauen mit Recht empfohlen werden. Sie müßten sie lieb gewinnen. Von wunderbarer Schönheit und psychologischer Wahrheit, poetischer Tiefe und rührender Schilderung des Alltäglichen ist „Die junge Mutter“.

Im grau verhangnen, düstigen Gemach,
Auf weißem Kissen liegt die junge Mutter.
Wie brennt die Stirn! Sie hebt das Auge schwach
Zum Bauer, wo die Nachtigall das Futter
Den nackten Jungen reicht. „Mein armes Tier“,
So flüstert sie, „und bist du auch gefangen
Gleich mir, wenn draußen Lenz und Sonne prangen,
So hast du deine Kleinen doch bei dir.“

Den Vorhang hebt die graue Wärterin
Und legt den Finger mahnend auf die Rippen.
Die Kranke dreht das schwere Auge hin,
Gefällig will sie von dem Kranke nippen.
Er mündet schon, und ihre bleiche Hand
Faßt fester den Krystall, o milde Labe! —
„Elisabeth, was macht mein kleiner Knabe?“
„Er schläft“, versteht die Alte abgewandt.

„Wie mag er zierlich liegen! — Kleines Ding.“ —
Und selig lächelnd sinkt sie in die Kissen.
Ob man den Schleier um die Wiege hing,
Den Schleier, der am Erntefest zerrissen?
Man sieht es kaum; sie sieht ihn so nett,
Daß alle Frauen höchlich es gepriesen,
Und eine Kante ließ sie drüber sprießen. —
„Was läutet man im Dom, Elisabeth?“

„Madam, wir haben heut Marienitag.“
So hoch im Mond? Sie kann sich nicht besinnen. —
Wie war es nur? — Doch ihr Gehirn ist schwach.
Und leise suchend zieht sie aus den Finnen
Ein Häubchen. In dem Strahle, kümmerlich,
Läßt sie den Faden in die Nadel gleiten.
So ganz verborgen will sie es bereiten,
Und leise, leise zieht sie Stich um Stich.

Da öffnet knarrend sich die Kammerthür,
Vorsichtige Schritte übert den Teppich schleichen.

„Ich schlafe nicht, Rainer, komm her, komm hier.
Wann wird man endlich mir den Knaben reichen?“
Der Gatte blickt verstoßen himmelwärts,
Küßt wie ein Hauch die kleinen, heißen Hände:
„Geduld, Geduld, mein Liebchen, bis zu Ende!
Du bist noch gar zu leidend, gutes Herz.“

„Du duftest Weihrauch, Mann.“ — „Ich war im Dom
Schlaf Kind,“ und wieder gleitet er von dannen.
Sie aber näht, und liebliches Phantom
Spielt um ihr Aug' von Auen, Blumen, Tannen. —
Ach, wenn du wieder siehst die grüne Au,
Siehst über einem kleinen Hügel schwanen
Den Tannenzweig und Blumen drüber ranken,
Dann tröste Gott dich, arme, junge Frau!

Und daneben zeigt sie die frische, warme Neigung eines
gesunden, liebesstarken Herzens in einer Reihe von Gedichten von
wunderbarer, lyrischer Kraft. „Das vierzehnjährige Herz“
und „Der Brief aus der Heimat“ sind mit ihrem Humor
wie mit der Kraft der Empfindung herrliche Zeugnisse der
Kindesliebe. Ein Gedicht voll elementarer Liebesglut ist

Brennende Liebe.

Und willst du wissen, warum
So sinnend ich manche Zeit,
Mitunter so thöricht und dumm,
So unverzeihlich zerstreut?
Willst wissen auch ohne Gnade,
Was denn so Liebes enthält
Die heimlich verschlossene Bude,
An die ich mich öfters gestellt?

Auch giebt's einer Stimme Ton,
Tief, zitternd, wie Hornes Hall,
Die thut's mir völlig zum Hohn,
Sie folgt mir überall.
Als jüngst im flimmernden Saale
Mich quälte der Geigen Geßell,
Da hört ich mit einemmale
Die Stimme im Violoncell.

Zwei Augen hab ich gesehn,
Wie der Strahl im Gewässer sich bricht.
Und wo zwei Augen nur stehn,
Da denke ich an ihr Licht.
Ja, als du neulich entwandtest
Die Blume vom blühenden Rain
Und „Oculus Christi“ sie nanntest,
Da fielen die Augen mir ein.

Auch weiß ich eine Gestalt,
So leicht und kräftig zugleich,
Die schreitet vor mir im Wald
Und gleitet über den Teich.
Ja, als ich eben in Sinnen
Sah über des Mondes Aug
Einen Wolkenstreifen zerrinnen,
Das war ihre Form, wie ein Kaino.

Und höre, höre zuletzt!
Dort liegt, da drinnen im Schrein,
Ein Buch mit Blüte genezt.
Das legte ich heimlich hinein.

Er rihte sich nur an der Schneide,
Als Beeren vom Strauch er mir hieb.
Nun hab ich sie alle beide,
Sein Blut und meine brennende Lieb'.

Die Tiefe ihres religiösen Gefühls hat sie noch mehr, als
in ihren „Gedichten“, in ihren specifisch-geistlichen Dichtungen
dargelegt, die unter dem Titel „Das geistliche Jahr“ aus
ihrem Nachlasse durch Vermittlung ihrer Freunde herauskamen.
Hier enthüllt sie uns die ganze Geschichte ihres Innern und legt,
an die Zeiten des Kirchenjahres anknüpfend, ihre religiösen
Kämpfe und Siege, Schmerzen und Entzückungen in einer Weise
dar, daß sie die tiefste und innigste Achtung vor ihrer Wahrheit
und Aufrichtigkeit erwecken. Für alle, die Gott suchen, welcher
Kirche sie auch angehören mögen, und die das ernste Ringen
einer Seele nach dem Höchsten verstehen, wird dieses geistliche
Liederbuch der heimgegangenen Dichterin, in dem ein durchaus
origineller Ton angeschlagen ist, bedeutsam und wertvoll sein.

Im Jahr 1862 gab Levin Schücking über ihr Leben ein
interessantes, mit Liebe geschriebenes Buch heraus: „Annette
von Droste, ein Lebensbild,“ das noch manches bisher
Ungedruckte enthält.

Eine Geschichte, „Die Judenbuche“, und noch zwei nicht
vollendete Arbeiten: „Bei uns zu Lande“ und „Bilder
aus Westfalen“, zeigen eine meisterhafte, tief eindringende
Behandlung von Land und Leuten auch in prosaischer Form.

Friedrich August von Heyden (1779—1851), ge-
boren am 3. September zu Nerken in Ostpreußen, nahm
als Knabe, in den traurigen Zeiten von 1806, in Königs-
berg an den Unterrichtsstunden des Kronprinzen, nachherigen
Königs Friedrich Wilhelm IV. teil. In seinen Studienjahren
zu Berlin und Göttingen kam er in förderliche Beziehungen
zu F. A. Wolf, Niebuhr und andern bedeutenden Männern
und erwieß sich später in verschiedenen Ämtern als tüchtiger und
bewährter Staatsdiener. Als man ihm aber das Amt des Cen-
sors übertragen wollte, wehrte er sich entschieden dagegen; er
wollte seinen Kindern einen unbesleckten Namen hinterlassen. Ein
Gedicht, „Censur“ betitelt, lautet:

Ob nahe mir, ob fern mein Ziel gestellt, —
Doch wenn man mich zur Gruft wird künft'ig tragen,